



DEUTICKE

JEAN-PHILIPPE
BLONDEL

EIN WINTER
IN PARIS

ROMAN

Das Buch

Victor hat die Provinz hinter sich gelassen und ist zum Studium nach Paris gezogen. Er kommt aus einfachen Verhältnissen, der Druck an der Uni ist hoch. Victor ist einsam und fühlt sich unsichtbar. Einzig mit Mathieu, einem Jungen aus dem Kurs unter ihm, raucht Victor hin und wieder eine Zigarette. Als Mathieu in den Tod springt, verändert sich für Victor alles. Plötzlich wird er, der einzige Freund des Opfers, sichtbar. Seine Kommilitonen interessieren sich plötzlich für ihn, und langsam entwickelt er zu Mathieus Vater eine Beziehung, wie er sie zu seinem eigenen Vater nie hatte. *Ein Winter in Paris* ist ein sensibles und zärtliches Buch über das, was uns Menschen zusammenhält.

Der Autor

Jean-Philippe Blondel wurde 1964 im französischen Troyes geboren, wo er auch heute als Autor und Englischlehrer mit seiner Familie lebt. Sein Roman *6 Uhr 41* (Deuticke 2014) wurde ein Bestseller. Auf Deutsch erschienen außerdem die Romane *Zweiundzwanzig*, *Direkter Zugang zum Strand*, bei Deuticke *This is not a love song* (2016) und *Die Liebeserklärung* (2017).

Jean-Philippe Blondel. *Ein Winter in Paris*
Aus dem Französischen von Anne Braun
192 Seiten. Gebunden.
Erscheint am 24. September 2018. Auch als E-Book

www.deuticke.at



JEAN-PHILIPPE
BLONDEL

EIN WINTER
IN PARIS

Roman

Aus dem Französischen
von Anne Braun

Leseprobe

Es war Mitte Oktober. Vor einem Monat hatten die Kurse wieder angefangen. Die ersten Noten hagelten auf uns herab, in meinem Fall waren sie etwas erfreulicher als im vorigen Jahr. Draußen wurde es feuchter, und die Farben wurden blasser. In wenigen Tagen würde ich neunzehn werden. Ich hatte meine Eltern am Telefon angeschwindelt. Ich hatte ihnen erzählt, ich könne an diesem Wochenende nicht nach Hause kommen, weil ich ein paar Freunde zu meinem Geburtstag eingeladen hätte und wir eine Riesenfete machen wollten. Ich hatte das Lächeln meiner Mutter am anderen Ende der Leitung gehört. Sie war erleichtert. Endlich hat er Freunde. Das ist gut. Sein Glück geht uns über alles. Sie trocknet sich die Hände an ihrer Schürze ab, betrachtet sich im Spiegel. Sie fragt sich, ob sie sich eine Antifaltencreme kaufen soll. Schließlich würde ihr Jüngster bald neunzehn werden. Sie klebt eine Briefmarke auf den Brief, den sie mir schicken wird. Eine schlichte hellblaue Karte, auf der mit Goldbuchstaben »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag« steht. Dazu ein Scheck. Sie hat schon vor Jahren damit aufgehört, Geschenke für mich auszusuchen.

Ich hatte an dem besagten Wochenende nichts vor – aber keine Sekunde daran gedacht, meinen Geburtstag mit meinen Eltern zu feiern. Ich hatte keine Lust auf ihre distanzierte Fürsorglichkeit. Auf ihre Besorgnis, die mir nur vor Augen führen würde, dass ich ein Außenseiter war. Auf ihr Mitleid. Davon bekam ich wahrlich schon genug, Tag für Tag, im Unterricht. Aber eigentlich konnte ich mich nicht

beklagen. Es war bei weitem nicht mit dem letzten Jahr vergleichbar. Ich wurde sogar oft begrüßt. Das ging bis hin zu einem Lächeln oder ein paar banalen Sätzen über den immensen Lehrstoff oder die Hausarbeiten, die wir bald schreiben mussten.

Seit einiger Zeit rauchte ich am Ende der Mittagspause immer eine Zigarette, mit einem der Studenten der ersten Klasse. Er hieß Mathieu, war ein Jahr jünger als ich und kam aus Blois, einer Stadt an der Loire, zwischen Orléans und Tours gelegen. Es war das erste Mal, dass er von zu Hause weg war, und er fühlte sich entwurzelt, umso mehr, als er sich bisher für einen brillanten Schüler gehalten hatte, hier in Paris aber vom ersten Tag an feststellen musste, dass er in intellektueller und kultureller Hinsicht ein kleines Licht war. Er vermisste seine Freunde. Und auch seine Eltern. Sie hatten sich kürzlich getrennt. Alles war anders geworden. Er erinnerte mich an mich, wie ich im Vorjahr gewesen war. Er seufzte. Er wollte Tipps von mir haben. Ich konnte ihm keine brauchbaren Antworten geben. Ich gab ihm zu verstehen, dass ich vermutlich kein Maßstab für soziale Integration war. Nach kurzem Schweigen versuchte ich ihn damit zu trösten, dass er sich nach einer Weile sicher hier einleben würde. Denn im Grunde gewöhnt man sich an alles. Er nickte, wirkte aber nicht sehr überzeugt. Schweigend zogen wir an unseren schwarzen John Player Special. Das hat uns einander anfangs nähergebracht. Unsere Zigarettenmarke. Manchmal braucht es nicht viel.

Ich fragte mich, ob wir irgendwann zusammen ausgehen würden – um ordentlich zu saufen und uns nebenbei mal so richtig auszukotzen. Wir könnten eine kleine Gruppe bilden.

Ein Zweiergespann, das alle anziehen würde, die sich in dieser kleinen, elitären, abgeschlossenen Welt abgelehnt fühlten. Ich war davon überzeugt, dass es mehr von ihnen gab, als man meinen könnte. Beim Einschlafen stellte ich mir vor, wir wären Kastor und Pollux – und die anderen würden uns fasziniert folgen. Das half mir zwar beim Einschlafen, doch ich glaubte nicht wirklich daran. Ich dachte mir, dass er früher oder später das Handtuch werfen, nach Blois zurückkehren und sich für eine ganz andere Zukunft entscheiden würde. Schon nach kurzer Zeit hätte er alles hier vergessen. Es gab so viele andere Möglichkeiten.

Am 14. Oktober fasste ich einen Entschluss. Der Gedanke, meinen Geburtstag einsam und allein zu verbringen, schreckte mich mehr, als ich mir eingestehen wollte. Deshalb wollte ich Mathieu fragen, ob er mit mir essen gehen würde, in das Restaurant in der Nähe des Lycée. Ein Koreaner. Ich hatte noch nie koreanisch gegessen. Für meine Eltern war italienisch schon exotisch genug. Ich würde ihn einladen. Genau, das würde ich mit meinem Lohn vom Supermarkt tun – an meinem Geburtstag einen draufmachen.

Als ich mir das vornahm, lag ich noch in meinem Bett im Studentenwohnheim in Nanterre. Es war schon hell. Der Wecker hatte geklingelt, doch ich hatte nicht reagiert. Immerhin hatte ich bereits die Augen offen, und damit würde mein kleiner Aufstand beginnen: Heute würde ich zum ersten Mal nach mehr als einem Jahr zu spät kommen. An diesem Tag würde ich nur eine Stunde Englisch über mich ergehen lassen, keine zwei. Und in der Pause würde ich Mathieu abfangen.

Die Räume der ersten und der zweiten Klasse lagen ge-

genüber, links und rechts im zweiten Stock eines freistehenden Gebäudes, das ein Stück weit in den Hof und die Säulenhalle hineinragte. Im Erdgeschoss war eine imposante Bibliothek untergebracht, die gleichzeitig als Studiensaal für die Studenten des literarischen Zweigs fungierte. Die Verwaltung befand sich im ersten Stockwerk. Immer wenn die Glocke ertönte, um zehn und um sechzehn Uhr, trafen sich die Studenten beider Klassen im Treppenhaus, doch es kam nicht zu Kontakten. Mathieu und ich, wir wären die Ersten. Mit uns würde sich alles ändern.

Ich nahm wie jeden Morgen den Vorortzug, doch statt mich abzuhetzen, nachdem ich am Bahnhof Saint-Lazare angekommen war, ging ich frühstücken, im Café 747, das unweit des Lycée lag. Ich setzte mich an einen kleinen Tisch am Fenster. Das Wetter war herrlich, ein richtig schöner *Indian Summer*. Ich beobachtete die Passanten. Sie hatten es eilig, brachten ihre Kinder zur Schule oder mussten zur Metro. Ich sagte mir, dass ich später auf gar keinen Fall hier leben wollte. Ich brauchte Langsamkeit. Und auch eine Umgebung, in der ich mich sicher fühlte. Hier in Paris gab es immer mehr Türen mit Zahlencode. Um eine einfache Haustür zu öffnen, musste man eine lange Abfolge von Zahlen und Buchstaben eintippen. Man konnte seine Freunde nicht mehr spontan besuchen. Was mich aber nicht weiter störte. Ich hatte ja sowieso keine.

Kurz nach neun kam ich endlich im D. an. Ich hatte noch schnell eine Entschuldigung auf ein Blatt geschrieben – dass ich am Wochenende in der Provinz gewesen und erst heute Morgen zurückgefahren sei, doch dann habe der Sechs-Uhr-Zug eine Panne gehabt – das Schöne an der

SNCF ist, dass sie jeder Lüge mehr Gewicht und Glaubwürdigkeit verleiht. Ich betrat das Klassenzimmer nach der ersten Stunde. Englisch. Madame Sauge empfing mich mit einem Stirnrunzeln und einer ungeduldigen Handbewegung. Sie wies mir den einzigen noch freien Platz zu, gleich vor ihrem Pult. Ich schmunzelte. Ich wusste, warum dieser Platz frei war: Madame Sauge war bekannt für ihre feuchte Aussprache, sodass sie dem oder der armen Unglücklichen, der oder die zufällig vor ihr saß, ständig winzige, englisch klingende Partikel ins Gesicht schleuderte. Heute würde es also mich treffen.

Madame Sauge reichte mir den Text des Tages, während sie der Klasse weiterhin Fragen stellte. Es ging um die Beschreibung der Küche des Gutshofs Wuthering Heights im Roman *Sturmhöhe*. Um alles, was die perspektivische Sicht enthüllte: versteckte und unterdrückte Gefühle, unterschwellige Gewalt, das sich entwickelnde Drama. Ich überflog meine Fotokopie, während Madame Sauge mit der rauen Stimme einer temperamentvollen rothaarigen Raucherin den Erzählstil erläuterte.

Ich hatte noch nicht zu Ende gelesen, als draußen vor der Tür etwas zu hören war.

Im Zimmer gegenüber wurde die Tür zugeknallt. Jemand war wutentbrannt auf den Gang hinausgerannt. Das kam manchmal vor. Wenn eine Note noch schlechter war als sonst. Nach einer verletzenden Bemerkung. Der berühmte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hatte. Madame Sauge zog irritiert die Augenbrauen hoch, als jemand »Idiot« rief, mit einer Stimme, die beinahe überschnappte. Einer der Studenten aus der Ersten rebellierte. Unnötig zu

erwähnen, dass er damit sein Todesurteil unterzeichnete: Auch wenn er später angekrochen käme, würde er nie mehr ins Allerheiligste vorgelassen werden.

Einige Sekunden lang war alles still. Fünf. Zehn vielleicht. Die Aggressivität löste sich auf. Zurück blieben nur in der Luft schwebende elektrische Teilchen. Ich konnte weiterlesen. Den Satz zu Ende lesen. In Emily Brontës Küche zurückkehren.

Plötzlich ein Beben. Das Geräusch von Holz, an dem gerüttelt oder auf das geschlagen wird. Madame Sauge verstummte mitten im Satz. Ich hob den Kopf und starrte zur Tür, links von ihrem Pult. Ich hatte gerade noch die Zeit zu denken, dass eventuell jemand etwas tun müsste. Da durchschnitt auch schon ein Schrei die Worte, die sich in meinem Kopf bildeten.

Ein Schrei.

Kurz.

Durchdringend.

Ein dumpfer Knall.

Wir saßen alle kerzengerade da, wie Salzsäulen. Mit weit aufgerissenen Augen. Halboffenem Mund. Dann plötzlich Schweiß im Nacken. Wir begriffen sofort. Wir hatten alle begriffen, noch bevor ein zweiter Schrei ertönte, diesmal von der Bibliothekarin aus dem Erdgeschoss, die aus ihrem Refugium gerannt war, um zu sehen, wer es wagte, so einen Radau zu machen.

Jemand war gesprungen.

Mit einem Satz war ich auf den Beinen, mir wurde schwindlig, ich durchlebte die letzten dreißig Sekunden erneut, ersetzte die Stellen, an denen nichts zu hören gewe-

sen war, durch Bilder. Ich stürzte zur Tür, obwohl eine entsetzte Madame Sauge mich davon abhalten wollte. Zwei Mädchen, Armelle und Anne, kamen aus ihrer Französischstunde im Raum gegenüber gelaufen. Wir drei standen im Treppenhaus. Sie waren kreidebleich. Unten schrie die Bibliothekarin wie am Spieß. In den Büros im ersten Stock war das Scharren von Stuhlbeinen zu hören, das Knacken von Parkett, Körper, die sich in Bewegung setzten.

Armelle, Anne und ich.

Der Blick, den wir uns zuwarfen.

Und bevor die Lehrer herbeigelaufen waren oder die Leute von der Verwaltung uns daran hätten hindern können, warfen wir einen Blick über das Geländer.

Er lag auf der Seite, reglos. Neben ihm war die Bibliothekarin an der Wand entlang auf den Boden gesunken, saß da und kreischte hysterisch. Armelle schrie »Mathieu!« Anne wurde ohnmächtig. Und noch bevor ich wusste, was mich gepackt hatte, rannte ich auch schon die Treppen hinunter.

Hinter mir die Sauge, der Rektor, sein Stellvertreter, die Sekretärin, der Verwaltungsdirektor und als Schlusslicht Clauzet, der in der ersten Klasse französische Literatur unterrichtete. Die Sauge brüllte. Sie befahl mir, wieder nach oben zu gehen, auf der Stelle, der Anblick sei nichts für mich. Weder für mich noch für sonst jemanden. Ich drehte mich um. Ich starrte sie zwei Sekunden lang an. Dann sagte ich, ich sei auch dabei gewesen, als mein Cousin bei einem Motorradunfall gestorben ist – frei erfunden, denn ich habe nur Cousinen –, aber immerhin war sie dann still. Auf jeden Fall waren wir alle unten, ich auf der untersten Stufe,

nur wenige Zentimeter von der Bibliothekarin entfernt, die anderen auf der zweiten, dritten, vierten Stufe. Eine Parade. Die Uhren waren stehengeblieben. Zehn Sekunden stummer Faszination. Und in meinem Kopf explodierte der Satz: »So ist es also, wenn jemand springt.«

Der stellvertretende Schulleiter tauchte als Erster wieder aus unserem geistigen Packeis auf. Heiser bellte er Befehle. Verteilte die Rollen. Man dürfe den Körper nicht anrühren. Der Krankenwagen würde gleich kommen, man habe ihn bereits angefordert. Die Lehrer sollten wieder nach oben in ihre Klassenräume gehen und ihre Studenten bis auf Weiteres in Schach halten, der Rektor würde hier auf die Sanitäter warten, die Sekretärin sich um Madame Breton, die Bibliothekarin, kümmern und sie ins Krankenzimmer bringen. Die Sauge befahl mir erneut, ins Klassenzimmer zurückzugehen. Der Rektor griff ein.

»Zu spät, Madame Sauge, er ist bereits hier. Soll er bleiben. Er kann den Eingang bewachen und darf keinen hereinlassen. Ich gebe Ihnen nur einen Rat, junger Mann: Drehen Sie sich um. Ich will nicht, dass Sie zusehen, vor allem, wenn die Sanitäter kommen. Was nicht mehr lange dauern dürfte.«

Ich gehorchte seinen Anweisungen. Ich ging an dem Körper vorbei. Dann noch ein paar Schritte. Ich versperrte den Eingang zum Gebäude. Ich erinnere mich noch heute an sehr viele Details. Es war kühl, aber sonnig. Auf dem Hof hatte jemand einen Werbeprospekt fallen lassen, der die baldige Eröffnung einer Videothek ankündigte. Es gebe Mengenrabatt. Holen Sie Ihr Glück ab. In der Fußgängerzone hinter dem Lycée krakeelte ein Obdachloser herum.

In dem Viereck von blauem Himmel, oberhalb der Säulenhalle, ein Flugzeug. Ich erinnere mich, dass ich mich fragte, wohin es wohl flog. Und wohin ich gehen würde. Auf direktem Weg. Um dieser Hölle hier zu entkommen.

Der Rektor stellte sich zu mir. Gemeinsam hielten wir am Eingang Wache. Starrten auf einen Punkt vor uns. Er fragte leise:

»Sie kannten ihn?«

»Ja.«

»Sein Name?«

»Mathieu. Mathieu Lestaing.«

»Ist er in Ihrer Klasse?«

»Nein, in der ersten.«

»Und er hatte Unterricht bei ...?«

»Bei mir.«

Clauzet hatte geantwortet, mit derselben schneidenden Stimme wie sonst. Madame Saugé ging wieder nach oben, stolperte auf manchen Stufen. Der stellvertretende Schulleiter beugte sich über den Körper. Die Sekretärin hatte sich mit Madame Breton in die Bibliothek zurückgezogen. Clauzet dagegen wirkte unerschütterlich. Ich dachte mir: Sogar hier, sogar jetzt, und ein unbestimmtes Gefühl übermannte mich – etwas wie blanker Hass, das mit Sicherheit, aber auch eine Art Respekt. Vor dem Monster. Der Bestie im Zirkus. Ich war gewiss nicht stolz darauf, so zu empfinden. Verachtung wäre mir lieber gewesen. Ja, vor allem Verachtung. Schließlich war das Clauzets große Spezialität.

Clauzet war eines der schlimmsten Exemplare von Lehrern, die ich jemals getroffen hatte. Arrogant bis zum Gehtnichtmehr, obwohl er nichts weiter als ein paar kurze Artikel

in unbedeutenden akademischen Schriften veröffentlicht hatte, und sein großer Traum beschränkte sich darauf, eines Tages eventuell ein Bändchen in der Reihe »Was weiß ich?« über den Klassizismus schreiben zu dürfen – ein Projekt, von dem er ständig redete. Überzeugt davon, dass er die neue Weltelite unterrichtete, die nichtsdestotrotz wie x-beliebige Studenten einer Vorbereitungsklasse behandelt werden mussten, sogar eher noch wie Gymnasiasten: mit demonstrativer Herablassung und gelegentlich maximal einer Silbe der Anerkennung oder der Ermutigung, quasi wie Brotkrumen, die man Tauben hinwirft. Er war berühmt-berüchtigt für seine verletzenden Kommentare und originellen verbalen Klatschen, die seine Opfer kreuzigten. Gegenüber Gleichaltrigen – Leuten Anfang, Mitte vierzig – wäre das vielleicht amüsant gewesen. Aber er hatte es mit jungen, oft sensiblen Schülern zu tun. Jungen Menschen ihren Bildungsmangel vorzuwerfen ist nichts anderes als eine extreme Form von Selbstverachtung.

Wenn er Arbeiten zurückgab, lief er zur Hochform auf. Gleich zu Beginn hatte er uns wissen lassen, dass er eine große Schwäche hätte – er sei ein Schlemmer. Wenn er als Kind von seiner Mutter Brot und Schokolade bekam, hätte er sich nie beherrschen können und immer zuerst die Schokoladenstückchen verschlungen, bevor er – mit einem Seufzer der Reue und der Wut – auch das Brot aufaß, die trockene und wenig schmackhafte Scheibe, die dem Gaumen keine Befriedigung verschaffte. Und das habe sich leider nicht geändert. Er gab die Aufgaben also immer in absteigender Reihenfolge zurück, zuerst die guten, die Schokoladenstückchen, auch wenn deren Anzahl mager war und man

mit Leistungen wie unseren wahrlich nicht Gefahr lief, zu dick zu werden, und ging anschließend nach unten, zu den vertrockneten, verschrumpelten, faden Brotscheiben.

Seine Verbalattacken machten mir persönlich nichts aus. Schlimmer fand ich es, wenn sie gegen einen meiner Sitznachbarn oder eine Sitznachbarin gerichtet waren. Es gibt nichts Schlimmeres, als miterleben zu müssen, wie jemand fertiggemacht wird, während man selbst danebensitzt und nicht einschreiten kann, zur Ohnmacht verdammt ist. In dieser Situation war ich im ersten Jahr oft genug gewesen. Einmal baute er sich mit einem grausamen Lächeln auf den Lippen vor Lucie Bouesne auf. Als er ihr eine Arbeit zurückgab, fragte er süffisant, ob sie eigentlich Ausländerin sei, denn anders könne er sich ihre unglaublichen Schwierigkeiten im schriftlichen Ausdruck nicht erklären. Es sei vielleicht an der Zeit, fügte er in einem vor Ironie tiefenden Ton hinzu, sich von der Hoffnung auf eine akademische Karriere zu verabschieden und sich auf ihre wahren Talente zu besinnen – »Nähen, Kochen und was weiß ich, all diese Dinge, die Frauen Ihrer Art, den Kammerzofen des Intellekts, nun mal liegen.«

Maßlos überzogen.

In Clauzets Stunden folgte eine sadistische verbale Ohrfeige auf die nächste. Für ihn gab es offenbar nichts Schöneres, als die körperlichen Reaktionen der Schüler zu beobachten, wenn sie kreidebleich wurden oder erröteten, mit den Tränen kämpften oder gar losheulten, zu zittern begannen. Er war sehr stolz darauf, wie gut er seine Klasse im Griff hatte und wie ruhig es während seiner Stunden war, was bewies, wie effizient seine Methode war.

Wenn ich meine Arbeiten zurückbekam, sah Clauzet mich normalerweise mit einem Stirnrunzeln an und fragte: »Ach, Sie sind immer noch da?« oder »Meinen Sie, Sie schaffen den *Concours* irgendwann? Na ja, vielleicht in dreißig, vierzig Jahren ...« Er ging immer sehr verschwenderisch mit dem Rotstift um und schrieb Unmengen von mörderischen Kommentaren an den Rand, eine Mischung aus Ironie, Beinahe-Beleidigungen und persönlichen Angriffen. Einige seiner Opfer brachen mitten im Unterricht zusammen, andere – wie Lucie Bouesne – kapitulierten, was Clauzet mit »den (oder die) wären wir los« kommentierte, da die Vorbereitungsklassen in seinen Augen ohnehin der Selektion im Darwin'schen Sinne dienten. Nur die Besten, die Auserwählten hielten durch – sowie zwei oder drei einigermaßen interessante Individuen, die entweder besonders zäh oder gegen Sarkasmus immun waren.

Clauzet wurde von allen gehasst, und auch viele seiner Kollegen konnten seinem Humor verständlicherweise nichts abgewinnen – doch mir fiel auf, dass keiner der anderen Lehrer seine Methoden direkt oder indirekt in Frage gestellt hätte und dass auch keiner versuchte, den Schmerz zu lindern, wenn manche Schüler kreidebleich und am Boden zerstört aus den Französischstunden kamen. Im Grunde ihres Herzens glaubten auch sie an die natürliche Selektion und waren froh, dass ihnen jemand die Drecksarbeit abnahm und sie sich nicht selbst die Hände schmutzig machen mussten. Sie mussten den Nagel anschließend nur noch sanft und freundlich ein bisschen tiefer hineinschlagen. Indem sie den Betroffenen ruhig und sachlich zu verstehen gaben, dass »diese Umgebung, in der mit harten Bandagen

gekämpft wird, vielleicht doch nichts für Sie ist«. Oder lässig und mit einem nachsichtigen Lächeln sagten: »Wissen Sie, es gibt im Leben ja noch andere Möglichkeiten, vielleicht ist ein anderer Studiengang, in dem Sie sich besser entfalten können, geeigneter für Sie.«

An mir aber prallten Clauzets Worte ab.

Ich war unberührbar, doch das wusste er nicht. Ich hatte so gut wie nichts mit den anderen Schülern zu tun und war folglich auch keinem Konkurrenzdruck ausgesetzt. Meine Familie verfolgte mein Studium nur von weitem, mit einer respektvollen Ehrfurcht – und solange ich nicht jammerte und nicht wiederholen musste, sahen meine Eltern keinen Grund, nachzufragen. Ich war ihnen keine Rechenschaft schuldig, umso mehr, als ich vernünftig und sparsam war und zu meinem Unterhalt teilweise beitrug, indem ich während der Sommerferien zwei Monate lang gearbeitet hatte. Zu meinen alten Freunden vom Gymnasium hatte ich praktisch keinen Kontakt mehr. Ich war keinerlei Druck ausgesetzt, weder vonseiten von Freunden, einer festen Freundin noch von den Eltern. Ich war ein freies Elektron.

Folglich konnte ich es mir erlauben, bei Clauzets Bemerkungen zu grinsen – einmal erdreistete ich mich sogar, schallend zu lachen, weil einer seiner Sprüche besonders geistreich war. Ich stellte ihn mir als Darsteller in einem Boulevardstück oder als Radiosprecher vor. Mir war bewusst, welche Rolle er an dieser Schule spielte. Damals war ich sehr empfänglich für die Komödien, die sich um mich herum abspielten – all diese Gesichter, dieses Gekünstelte, das Theatralische bei meinen Mitschülern, bei unseren Lehrern, in der Metro, auf der Straße, in der Stadt. Ich beobach-

tete die Maskeraden. Was blieb mir auch anderes übrig? Ich gehörte schließlich keiner Gruppe an.

Meine Reaktionen irritierten Clauzet, auch wenn er versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen. Er kam einfach nicht dahinter, ob ich ein ausgemachter Dummkopf, ein Provinzler zudem, irrtümlich hier gelandet, oder ein Schlitzohr war. An dem Tag, als ich ihm ins Gesicht lachte, war er wirklich überrascht, enthielt sich aber jedes Kommentars. Ab diesem Tag gehörte ich für ihn in eine andere Kategorie. Ich gehörte fortan zur Gruppe der Überlegenen – zur Gattung der Durchtriebenen, der Schlaunen, der Giftschlangen, die sich als harmlose Nattern tarnten und vor denen man sich in Acht nehmen musste. Auf einen Schlag wurde ich beinahe interessant. In der ersten Vorbereitungs-klasse entsprachen meine Noten fast dem Durchschnitt – keine schlechte Leistung. Clauzet bedachte mich mit einem »vielleicht ist er doch nicht so dumm und beschränkt, wie es scheint« – und Paul Rialto hob den Kopf, um zu sehen, wer sich diesen lobenden Kommentar verdient hatte. Ich vermutete sogar, dass Clauzet einer meiner Fürsprecher gewesen war, als es um die Aufnahme in die zweite Klasse ging. Er unterrichtete zwar nur in der ersten, doch ich traf ihn jeden Morgen auf der Treppe und grüßte ihn höflich. Er würdigte mich nie eines Wortes, aber immerhin weiteten sich seine Augen fast unmerklich zum Zeichen seiner Anerkennung.

Mir wurde nach und nach klar, dass ich später auch unterrichten wollte. Etwas weitergeben. Nicht nur Wissen, sondern auch den Schlüssel zum Verständnis der Welt und der sozialen und kulturellen Verhaltensregeln, die es einem erlaubten, sich an jede bereits existierende Gruppe anzu-

passen und sich zu integrieren. Wenn ich meinen zukünftigen Schülern etwas wünschte, dann das, dass sie sich nie in der Situation wiederfanden, in der ich mich seit über einem Jahr befand. Ich würde alles tun, um das zu verhindern.

Jeden Morgen, wenn ich Clauzet grüßte, grinste ich innerlich und sagte mir, dass er mein abschreckendes Beispiel war. Das, was ich nicht werden wollte. Es ist immer ganz spannend, einen ausgemachten Vollidioten in seinem künstlichen Lebensraum zu beobachten. Ich glaube nicht, dass ihm klar war, was mir durch den Kopf ging, wenn ich ihn schüchtern anlächelte. Er dachte sicher, ich sei sehr viel dankbarer. Und voller Bewunderung.

Wir wirbelten beide herum, der Rektor und ich, als Clauzet »Ich« rief. Ich sah ihm in die Augen, an diesem Morgen des 14. Oktober. Zum ersten Mal habe ich den Blick nicht gesenkt. Er war sehr bemüht, die Fassung zu bewahren, doch ein nervöser Tick, den ich nicht an ihm kannte, ließ seine linke Wange zucken. Er war sprachlos. Stocksteif stand er auf der vierten Treppenstufe. Die anderen waren bereits wieder nach oben gegangen. Ich hörte die Stimme der Sauge, so schrill, dass einem die Ohren wehtaten, die allen, die sich oben im Treppenhaus versammelt hatten, zurief: »Gehen Sie in Ihre Klassenzimmer zurück, der Unterricht fällt fürs Erste aus, aber Sie müssen noch bleiben. Der Rettungsdienst wird jeden Moment eintreffen. Gehen Sie in Ihre Klassenzimmer zurück, und bitte keine Fragen.«

Fragen waren jedoch da, auch in meinen Pupillen, die sich in Clauzets Augen bohrten – die Angst hatte schlagartig das Lager gewechselt. Er und ich, wir dachten beide an die Konsequenzen. Strafanzeigen der Familien. Gerede.

Befragungen. Die Schulbehörde würde sich einschalten, das Rektorat, die Schüler, die zu Zeugen geworden waren, der Lehrer würde angeklagt werden. Und ich, in der ersten Reihe, würde vor Gericht an der Schranke stehen und als Beweise sämtliche Nägel liefern, die Clauzet in die Hände seiner Schäflein einschlug, Tag für Tag. Welche Genugtuung!

An Mathieu dachte ich nicht.

Noch nicht.

Mir schwirrte der Kopf. Farben tanzten um mich herum. Zurückgehaltene Schluchzer, erstickte Stimmen, Dinge, die zu tun waren. Clauzet setzte sich über die Anweisungen der Sauge hinweg. Er fühlte sich nicht in der Lage, den Studenten gegenüberzutreten, die auf dem Korridor geblieben waren. Er kam die letzten Stufen herunter, stieß mich zur Seite und trat hinaus auf den Hof. Von dort ging er weiter zum Portal und verschwand auf der Straße. Der Rektor tat nichts, um ihn aufzuhalten – trotz des großen Risikos, dass Clauzet sich eventuell für immer entziehen würde. Kündigung. Erhängen. Nervenzusammenbruch. Er war ein Notfall – doch der wahre Notfall war nicht *er*.

Ich drehte mich wieder so, dass ich der Szene, die sich vor einigen Minuten abgespielt hatte, den Rücken zuwandte. Wieder blickte ich in den Himmel. Zu den weißen Wolken in dem blauen Viereck – zu diesem herbstlichen Licht, das Kontraste abschwächt. Ich dachte an Bilder von Turner und Gainsborough. Bald darauf erfüllten Sirenen die Luft. Ich schaute nach unten. In der vorigen Woche hatte ich mir weiße Schuhe gekauft. Die waren gerade modern. Sie waren teuer gewesen. Nach diesem Kauf und dem Restaurantbesuch, zu dem ich Mathieu einladen wollte, wäre ich fast

pleite gewesen. Ich hätte vermutlich für mehrere Wochen auf Kinobesuche verzichten müssen. Und mir bis Weihnachten keine Bücher mehr kaufen können. Doch das war unwichtig. Manchmal sind Schuhe und der Beginn einer neuen Freundschaft wichtiger als Filme und Bücher.

Ich stand da, die Beine leicht gespreizt.

Zwischen meinen Füßen sah ich zwei dünne Blutspuren aus Mathieus Körper fließen, an meinen neuen weißen Schuhen vorbei. Die Blutspuren mäanderten. Sie versuchten zu flüchten.

Erst in diesem Moment begriff ich, dass Mathieu tot war.